

Von der Kunst, gut zu sein

Es gibt ein altes Stoßgebet, das mehr Weisheit enthält, als seine scherzhafte Form zunächst vermuten lässt:

„Lieber Gott, mach die bösen Menschen gut und die guten etwas netter.“

Lange kann man diesen Satz als freundliche Lebensweisheit hören. Irgendwann aber merkt man, wie genau er unterscheidet. Es geht nicht nur darum, dass böse Menschen gut werden sollen. Es geht auch darum, dass gute Menschen noch nicht fertig sind. Vielleicht sind sie an einer besonders heiklen Stelle unfertig: Sie können recht haben, pflichtbewusst sein, anspruchsvoll, verlässlich, leistungsbereit — und doch im Umgang mit anderen hart, unzugänglich oder lieblos werden.

Damit öffnet sich eine Spannung, die schon im Wort „gut“ selbst liegt. **Gut sein** und **gütig sein** sind nicht dasselbe. Güte ist keine Verkleinerungsform des Guten. Sie ist auch nicht seine sentimentale Abschwächung. Güte ist die beziehungsfähige Gestalt des Guten. Das Gute wird durch sie nicht weniger ernst, sondern bewohnbar.

Als ich in den Ruhestand ging, schenkte mir meine damalige Klasse, dreizehn- und vierzehnjährige Jugendliche, eine Tasse mit der Aufschrift: **„Liebster Klassenlehrer der Welt.“** Meine ehrgeizige, strenge Co-Klassenleiterin bekam eine Tasse mit der Aufschrift: **„Beste Klassenlehrerin der Welt.“** Diese kleine Unterscheidung hat mich berührt. Die Jugendlichen hatten offenbar sehr genau gespürt: Es gibt verschiedene Formen des Guten. Man kann lieb sein, ohne deshalb schon der bessere Pädagoge zu sein. Man kann streng sein und dennoch als gut erfahren werden. Und man kann sogar unbeliebt sein und später Dankbarkeit wecken.

Einer meiner früheren Lieblingskollegen war bei Schülerinnen und Schülern nicht beliebt. Aber viele sagten rückblickend: **„Ich bin ihm dankbar, denn ich habe viel bei ihm gelernt.“** Auch das gehört zur Wahrheit pädagogischer Erfahrung. Nicht alles Gute ist angenehm. Nicht jede hilfreiche Begegnung fühlt sich im Moment freundlich an. Aber zugleich darf man sich mit dieser Einsicht nicht billig beruhigen. Nicht jede Strenge wird später Dankbarkeit erzeugen. Nicht jede Unbeliebtheit ist ein Zeichen von Tiefe. Manchmal ist sie einfach Unfähigkeit zur Beziehung.

Genau hier beginnt die Kunst, gut zu sein.

Sie besteht nicht darin, immer nett zu sein. Nettigkeit kann ausweichen, beschwichtigen, Konflikte vermeiden. Sie kann angenehm sein und dennoch zu wenig tragen. Aber Gutsein ohne Güte kann hart werden. Es kann hohe Maßstäbe vertreten und doch Menschen klein machen. Es kann richtig sein und doch verletzen. Güte ist deshalb kein Zusatz zum Guten, sondern seine notwendige menschliche Form.

Das zeigt sich besonders in einer Zeit, in der viele junge Menschen mit Einsamkeit, Unsicherheit und psychischen Belastungen leben. Was früher vielleicht vorschnell als „Ärgern“ abgetan wurde, erscheint heute deutlicher als Mobbing, als Ausgrenzung, als Verletzung, zuweilen auch mit strafrechtlicher Nähe. Junge Menschen brauchen Erwachsene, die nicht sofort verschwinden, wenn es schwierig wird. Sie brauchen Verlässlichkeit. Sie brauchen Zeit. Sie brauchen Menschen, bei denen sie nicht ständig Angst haben müssen, falsch zu sein.

Zugleich darf daraus keine Pflicht zur grenzenlosen Verfügbarkeit entstehen. Wer täglich vielen jungen Menschen begegnet, kann nicht für alle in gleicher Intensität präsent sein. Auch Lehrerinnen

und Lehrer haben ein eigenes Leben, eigene Grenzen, eigene Erschöpfbarkeit. Güte bedeutet nicht Selbstaufgabe. Sie bedeutet Unterscheidung.

Manchmal heißt Güte, für einen Einzelnen jetzt ganz da zu sein — und die Spannung zu den anderen auszuhalten. Gerade für den, den andere vielleicht nur noch als schwierig, störend oder abstoßend erleben. Nicht, weil sein Verhalten entschuldigt werden müsste. Nicht, weil er recht hätte. Sondern weil gerade an ihm sichtbar wird, was Verlässlichkeit bedeutet.

Dann kann man sagen: Ich lasse mich von deiner Art nicht korrumpieren. Ich lasse mich nicht in deine Härte hineinziehen. Aber ich ziehe mich auch nicht von dir zurück. Ich gebe dich nicht auf. Wenn du sagst, alle Menschen seien schlecht, dann muss das ja auch für mich gelten. Und wenn du weißt, dass du vor drei Jahren anders gedacht hast als heute, dann lass dir auch jetzt die Möglichkeit offen, dich zu verändern. Du wirst in drei Jahren wieder anders denken. Du wirst dich ändern. Willst du diese Veränderung selbst mitgestalten oder sie anderen überlassen?

In solchen Momenten ist Güte nicht weich. Sie ist anspruchsvoll. Sie sagt nicht einfach: Du bist schon gut, wie du bist. Sie sagt: Du bist nicht festgelegt auf das, was du gerade tust. Du bist mehr als deine Wut, mehr als deine Rolle, mehr als die Beschädigungen, mit denen du dich schützt. Du hast eine Zukunft. Und diese Zukunft darf nicht schon durch dein jetziges Verhalten verschlossen werden.

Güte bedeutet in einer unsymmetrischen Beziehung, die Möglichkeit des Gutseins behutsam zu erkunden — in einem geschützten Raum, in dem Veränderung möglich wird, ohne erzwungen zu werden.

Doch zur Kunst, gut zu sein, gehört noch eine zweite Spannung: die Spannung zwischen Gutsein und Bescheidenheit. Sie ist vielleicht noch schwerer anschlussfähig. Denn Bescheidenheit klingt für viele nach Kleinmachen, nach Mittelmaß, nach Verzicht auf Anspruch. „Ich will meine Schüler doch nicht zur Mittelmäßigkeit erziehen“, hieß es in solchen Diskussionen.

Aber Bescheidenheit meint nicht, den Anspruch zu senken. Sie meint, den eigenen Anspruch nicht absolut zu setzen. Sie ist keine Absage an Leistung, sondern eine Korrektur der Selbstverabsolutierung.

Gerade in der Schule ist diese Unterscheidung wichtig. Dort ist „gut“ oft messbar: gute Note, gute Arbeit, gutes Zeugnis, gute Leistung. Aber das Leben nach der Schule kennt diese Eindeutigkeit nicht mehr. Ein Mensch kann erfolgreich sein und doch ungerecht. Er kann brilliant sein und doch rücksichtslos. Er kann sich durchsetzen und doch unfähig sein zur Dankbarkeit. Erfolg ist nicht dasselbe wie Gutsein.

Bescheidenheit heißt: Ich weiß, dass mein Blick nicht die ganze Welt ist. Ich weiß, dass meine Erfahrung begrenzt ist. Ich weiß, dass andere Menschen aus anderen Lebenslagen heraus handeln, hoffen, scheitern, sich anstrengen.

Wie oft haben wir als Kollegium aus einem bildungsbürgerlichen Horizont heraus argumentiert, ohne es zu merken. Wir wussten, was „man“ tut, was „man“ voraussetzen kann, wie „man“ sich vorbereitet, bewirbt, organisiert, verhält. Und dann wurde sichtbar: Ein erheblicher Teil der Kinder lebte in ganz anderen Erfahrungswelten. Da machten Sechstklässlerinnen morgens Frühstück für den Vater und die Geschwister. Da kamen Kinder nicht einfach aus einem geschützten Kinderzimmer in die Schule, sondern aus Familiengefügen, in denen sie längst Verantwortung trugen.

Wer das nicht sieht, kann formal gerecht sein und dennoch ungerecht handeln.

Ein Schulleiter wusste darum. Er bot Eltern noch im alten Jahrtausend an, nachmittags ungesehen in die fast leere Schule zu kommen, wenn finanzielle Engpässe etwa bei Klassenfahrten ausgeglichen werden mussten. Der Förderverein konnte helfen, ohne dass Scham öffentlich wurde. Das war keine große pädagogische Rede. Das war Bescheidenheit in institutioneller Form. Eine Schule, die nicht nur fordert, sondern sieht. Eine Schule, die nicht beschämt, sondern schützt.

Bescheidenheit heißt also nicht: Sei weniger. Sie heißt: Halte dich nicht für das Ganze.

Sie ist eine Form von Wirklichkeitssinn. Auch eine Form von Klugheit. Eine Gemeinschaft wird nicht besser, wenn sie nur ihre Stärksten feiert. Eine Liga ist nicht gut, wenn nur die erfolgreichsten Vereine immer stärker werden. Eine Schule ist nicht gut, wenn nur die ohnehin sicheren Kinder glänzen. Eine Gesellschaft ist nicht gut, wenn sie die Schwachen beschämt und die Erfolgreichen mit dem Guten verwechselt.

Das gilt auch für scheinbar kleine Dinge. Beim Eintritt in die gymnasiale Oberstufe mussten Schülerinnen und Schüler lernen, Bewerbungsmappen zu erstellen: Anschreiben, Lebenslauf, Satzformat, Zeilenabstand, Klarsichthüllen für jedes Blatt. Unterrichtende erklärten selbstbewusst, wie „man“ das macht. Ich hatte vor meiner schulischen Laufbahn in der freien Wirtschaft gearbeitet, selbst viele Bewerbungen geschrieben und in einer Firma mit Abteilungsleiter und Geschäftsführer Bewerbungen gelesen und sortiert. Dort landeten gerade die überordentlichen Klarsichthüllen-Bewerbungen oft nicht auf dem ersten Stapel. Sie wirkten spießig, überformt, nicht unbedingt lebendig.

Das ist kein großer Skandal. Aber es ist ein aufschlussreiches Beispiel. Man kann jungen Menschen mit großer Sicherheit die Welt erklären und sie dabei doch verfehlen. Nicht aus Bosheit. Nicht aus Dummheit. Sondern aus mangelnder Bescheidenheit.

Zur Kunst, gut zu sein, gehört deshalb auch die Fähigkeit zu sagen: Ich weiß es nicht ganz. Ich kenne deine Welt nicht vollständig. Meine Erfahrung ist nicht der Maßstab aller Dinge. Ich will dir etwas mitgeben, aber ich muss zugleich lernfähig bleiben.

An dieser Stelle berührt sich Bescheidenheit mit Dankbarkeit. Wer dankbar ist, weiß: Ich habe nicht alles selbst in der Hand. Mein Gelingen verdankt sich nicht nur meiner Leistung. Da waren Menschen, die mich getragen haben. Umstände, die mir geholfen haben. Geduld, die andere mit mir hatten. Zufälle, die günstig waren. Vielleicht auch Gnade.

Dankbarkeit macht Erfolg menschlich. Sie schützt davor, aus Gelingen Überlegenheit zu machen. Sie erinnert daran, dass das Gute nicht einfach Besitz ist, sondern Gabe und Aufgabe zugleich.

So führt das alte Stoßgebet weiter, als man zunächst denkt. Es bittet nicht nur darum, dass böse Menschen gut werden. Es bittet auch darum, dass gute Menschen menschlicher werden: freundlicher, gütiger, bescheidener, dankbarer. Nicht weniger anspruchsvoll. Nicht weniger klar. Aber bewohnbarer.

Denn die Kunst, gut zu sein, besteht nicht darin, sich selbst für gut zu halten. Sie besteht darin, das Gute so in die Welt zu bringen, dass andere darin aufatmen, wachsen und sich verändern können.

Güte macht das Gute bewohnbar. Bescheidenheit macht es wahrhaftig. Dankbarkeit macht es menschlich.